

DZI-Kolumne Museumsreif

der unter der Überschrift „Eigenverantwortung statt Staat“ die Reduktion gesamtstaatlicher Verantwortung unterstützt und diese unter Zuhilfenahme staatlich inszenierter Aktivierungspädagogik den ehemals schon ressourcenschwachen Stadtteilen aufbürdet (Kessl; Reutlinger 2007, S. 76). Da die Soziale Arbeit die kritische Theoriefindung für ihren programmatischen Sozialraumbezug nicht intensiv genug vorangetrieben habe (Biesel 2007, S. 2), wird für die Sozialraumorientierung die Gefahr gesehen, als Feigenblatt für die schrittweise Demontage sozialstaatlicher Sicherungssysteme instrumentalisiert zu werden und zumindest vordergründig die programmatische Legitimation zu bieten, benachteiligte Stadtteile nun ihrerseits stärker zur Eigenverantwortung anzumahnen beziehungsweise ihrem Schicksal selbst zu überlassen.

Rückblick: Von der Gemeinwesenarbeit zum Fachkonzept Sozialraumorientierung

Mit der Verabschiedung vom vielschichtigen Begriff des Gemeinwesens Anfang der 1980er-Jahre und der aktuellen Hinwendung zu den stärker territorial konnotierten Begrifflichkeiten Stadtteil, Quartier und Sozialraum lässt sich die Tendenz einer zunehmenden territorialen Verkürzung Sozialer Arbeit zumindest semantisch nachvollziehen. Warum wurde dieser Begriffswechsel vollzogen und welche konzeptionellen Veränderungen hatte das zur Folge?

In den 1960er-Jahren gab es erste Versuche, die angelsächsische Tradition communitybezogener Ansätze als Gemeinwesenarbeit nach Deutschland zu übertragen. Mit der Handlungsebene Gemeinwesen (so die damals gewählte Übersetzung für den Terminus community) verband sich für die Soziale Arbeit die Perspektive, die Ausblendung beziehungsweise Individualisierung gesellschaftlich verursachter Problemlagen zumindest in Teilen überwinden zu können. „Der Begriff des Gemeinwesens gewann in dem Moment an sozialpädagogischer Bedeutung, in dem klar wurde, dass eine ausschließliche Betrachtung von ‚sozialpädagogischen‘ Einzelfällen oder ‚Klientengruppen‘ fachlich unzureichend ist, es also methodischer Erweiterungen der sozialpädagogischen Perspektive bedurfte, die die Bedeutung gesellschaftlicher Strukturen für individuelle Ausgrenzungsprozesse reflektierte und versuchte, dort an gesellschaftlichen Strukturen anzusetzen, wo dies sozialpädagogisch möglich ist: im unmittelbaren Umfeld der AdressatInnen, im ‚Gemeinwesen‘“ (Sander-mann; Urban-Stahl 2008, S. 13).

Sozialökologisch betrachtet stellt sich das lokale Gemeinwesen als Mesebene dar, das die Zwischen-

Bei all der rasanten Entwicklung in der Technik, den Medien und der Gesellschaft ist es zuweilen überraschend, wie häufig schon tot gesagte Teile unserer Kultur eine regelrechte Wiedergeburt erleben. So florieren entgegen vieler Prognosen das Radio, das Kino, vielleicht auch weiterhin das Buch und die Tageszeitung. Und wenn in diesen Tagen die neue Zentralbibliothek der Berliner Humboldt-Universität als architektonische Meisterleistung gefeiert, von manchen aber auch als „wohl letzter großer Bibliotheksneubau“ abgesungen wurde, so mag auch diese Auffassung vielleicht bald überholt sein und mögen Bibliotheken in Eintracht mit den neuen Medien einer prosperierenden Zukunft entgegensehen.

Eine der eindrucksvollsten antagonistischen Erfolgsgeschichten haben in den vergangenen 20 Jahren die Museen geschrieben. Wie Phönix aus der Asche, so sind sie dem Staub entstiegen, der sich auf ihre stummen Exponate gelegt hatte. Mit faszinierenden Neubauten, vor allem aber mit innovativen museums-pädagogischen Konzepten locken sie alle Generationen an. Fast kein Thema scheint zu entlegen, als dass kreative Ausstellungsmacher nicht einen Publikumserfolg daraus machen könnten.

Da schmerzt es umso mehr, wenn der frische Wind einen der wichtigsten Orte unserer Museumslandschaft nicht erreicht. In Oranienburg, zehn Kilometer nördlich von Berlin, liegt im Ortsteil Sachsenhausen das Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers. Das KZ Sachsenhausen war nicht nur sehr groß, sondern hatte als Ausbildungsstätte für das gesamte KZ-Personal des Dritten Reiches auch einen besonderen Stellenwert. Wie kann es dann sein, dass es dort keinerlei Informationsangebote für Kinder und Jugendliche gibt. Gerade bei den inzwischen so beliebten Audioführungen wäre angesichts der zum Teil kaum erträglichen Beschreibungen des alltäglichen Martyriums eine Fassung für Minderjährige unverzichtbar. Und wenn man sich im Museumsshop versorgen und dann bargeldlos bezahlen will, erhält man ein schüchternes „Tut uns leid, wir nehmen nur Bargeld“. Eine kulturelle Bankrotterklärung – nicht nur vor zehntausenden ausländischen Besuchern.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de